

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schloß-Königsfeld, Marie: Der Wieduwit

urn:nbn:de:bsz:31-62042

teurer, der Bäck schlug auf, und der Stocker, der Hiebler und der Oberhofer gingen mit den Milch- und Butterpreisen in die Höhe. Der Vorsteher gönnte sich nicht einmal mehr seine geliebte und gewohnte Zigarre, und auch auf den anderen fünf Höfen schien plötzlich eine förmliche Sparwut Platz gegriffen zu haben.

Die Kiefersbacher standen dieser merkwürdigen Erscheinung verständnislos gegenüber; nur der Meßmerbauer wußte warum. Und er erzählte die Geschichte einmal seinem Freunde, dem Pfarrer.

„Sechs vierbeinige Ochsen haben wir jetzt in Kiefersbach weniger,“ schloß er schnunzelnd, „dafür haben wir sechs zweibeinige mehr!“

Der Wieduwit.

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Wenn in Schönenhausen heute ein paar Kinder verunglückten oder zündelten und einen Brand anrichteten, trug niemand anders die Schuld als der tote Wieduwit, dem man bei Lebzeiten sicher nie so etwas hätte vorwerfen können. Mit dem Haftbarmachen wäre es freilich jetzt so eine Sache gewesen, gut, daß noch alles mit ein paar Löchern mehr in kleinen Bubenhosen und der Flucht der dreijährigen Zwillinge Broneli und Eveli vor dem streitbaren Dorfgänjerich ablief. Sie fielen dabei zwar in das Dorfgräbele, das aber glücklicherweise gerade trocken war. Dabei brüllten sie wie am Spieß, so daß sie damit schließlich das streitbare Federvieh in die Flucht schlugen.

Ja, was konnte aber der tote Wieduwit dafür, und wer war das eigentlich? Etwa ein lästiger Ausländer? Der Name klingt so fremdländisch.

Nun, eins nach dem andern! Also, was erwachsen oder auch nur halbwegs erwachsen war, begleitete den Wieduwit auf seinem letzten Weg zum Gottesacker. So eine „vornehme Leich“ hatte nicht einmal der voriges Jahr verstorbene Bürgermeister gehabt, der zudem noch der reichste Bur im Dorf gewesen war. Und dabei war der Wieduwit doch nur einer von den mittleren Bauern und hatte weder Weib noch Kind, nur einen Pflegejohm, der jetzt alles bekommen sollte. War zu der Bürgermeisterei der Oberamtman gekommen, so hatte sich jetzt gar ein nobler Offizier eingestellt; so zog neben der Teilnahme auch der Wunderreiz die Schönenhausener auf den Friedhof am Waldsaum.

Am Grabe sprach nicht nur der alte Pfarrer, sondern, wie die ganz Gescheiten geweißsagt hatten, auch der noble Offizier, der sich als jetziger Gendarmeriemajor herausstellte, bei dem der Wieduwit im Feld Bursche gewesen war.

Von dem hörten die Schönenhausener auch, wie der Heimgegangene zu seinem Eisernen Kreuz gekommen war, und noch etwas anderes, von dem sie keine Ahnung gehabt hatten. Er selber hatte jede Frage, wie er das Eiserne Kreuz bekommen hatte, kurz mit einem: „Machet doch bei so Geschichte draus, 's habe's ja noch so viele andere auch!“ Von den Vielen hatten es sich gewiß auch noch manche auf dieselbe Art geholt, daß sie unter dem schlimmsten Feuer einen schwerverwundeten Kameraden in den Unterstand getragen hatten; aber verdient hatten die das Ehrenzeichen dann alle, das stand fest.

Also war's doch ein Deutscher; aber der Name? Ja, eigentlich hieß er anders, nämlich Weber, und getauft war er auf die Namen Karl Martin Theodor, aber daran dachte im Dorf kein Mensch, und außerhalb wußten es oft die nicht, die am Wieduwit manchmal ihre Freude, mitunter auch ihren Spott hatten. Es gehörte keine übermäßige Findigkeit der Post dazu, gelegentlich Briefe mit der Anschrift: „An Herrn Wieduwit in Schönenhausen“ richtig abzuliefern.

Der Wieduwit war in seiner Jugend ein zartes, kränkliches Kind gewesen, und ein schwächliches, überschlanges Bürschle geworden, das unter seinen schaffigen Eltern und den handfesten zwei Brüdern oft einen schweren Stand hatte, besonders wenn seine geringen Kräfte in der heißesten Arbeitszeit so rasch erlahmten. Er wurde eigentlich immer ein bißle zurückgesetzt, mehr unbewußt als aus bösem Willen. Früh schon hatte er sich, einmal weil er von Natur friedliebend war, dann aber auch aus kluger Vorsicht, um sich doch etwas vor den Rüssen der älteren und stärkeren Brüder zu schützen, ein fügliches: „Wie du wit!“ („Wie du willst!“) angewöhnt. Zuerst machten nur die ihm das nach; schließlich hieß er aber überall der Wieduwit, wofür er dann auch nur ein „Wieduwit“ hatte. Er horchte auf den Namen und vergaß zeitweise den richtigen fast selber.

Wie's manchmal geht, der Wieduwit wurde kein Goliath; aber er überlebte nicht nur die Eltern, die rasch nacheinander starben, sondern auch die beiden Brüder, von denen der eine kurz vor Kriegsbeginn das Zeitliche segnete, während den anderen schon mit fünfzehn Jahren das Scharlachfieber genommen hatte. Bis dahin war er der Knecht des Älteren gewesen; jetzt erbte er die „Heimet“ (den Hof), aber er blieb auch da der Wieduwit, nur daß doch, besonders seit Kriegsbeginn, eine kleine Aenderung mit ihm vorging, die eigentlich eine Namensverlängerung gefordert hätte; aber auf dem Dorf ist man gegen Neuerungen. Jetzt konnte man manchmal von ihm hören: „Wie du wit, ich tät's halt so,“ oder auch: „Wie du wit, ich ließ es aber bliebe!“

Man merkte die Aenderung wohl, aber deshalb wurde er doch nicht zum Wieduwit — aber;

und die Sale vom obern Ort schrieb ihrem Mann ins Feld: „Geistern hat mir der Wieduwit beim Mähen geholfen und das Dehnd eingefahren!“ Der Schusterfranz, aber berichtete: „Vom Wieduwit bekomme ich jeden Tag mei' Milch umsonst!“ Wenn einer Heimatdienst getan, so war er es. Die Kräfte des Wieduwit schienen sich in dieser Zeit verzehnfacht zu haben; wer Hilfe brauchte, ging zu ihm, und nie umsonst.

Er hatte bis dahin mit einer griesgrämigen, alten Magd gehaust; die zog schimpfend ab, als er sein „Aber“ sprach und gegen ihren Willen ein halbverhungertes Stadtbüble, eine Doppelwaise, aufnahm. Als das erst recht herausgefüttert und aufgetaut war, zeigte es sich als richtiges „Möhrl“ (Schlingel), das es faustdick hinter den Ohren hatte, und das sich rasch zum Mädelsführer von allerlei Unfug ausbildete. Für den Wieduwit wäre es aber durchs Feuer gegangen, der brach seinen Dickkopf mit seinem stillen: „Wie du wit, aber . . .“

Den Haushalt führte jetzt ein weitläufiges Bäsele, das Marei, das auch schon lang „aus dem Schneider“ (ältlich), aber ein tüchtiges „Wiber-volk“ war, nur gar zu arg aufs Geldverdienen. Beileib nicht in den eigenen Sack, sondern in dem Wieduwit seinen. Da geschah sogar einmal das Wunder, daß der nicht „Wie du wit, aber“, sondern: „Wie ich will“ sagte, als das Marei anfing, reichen Kurgästen aus dem Nachbarort für teures Geld und allerlei Prärentle an Seife und Zuckersteinle für es und Tabak für den Bur Eier von den Hühnern zuzustecken, von denen es sonst immer hieß: „Ich weiß nit, was des an' ich, sie lege so schlecht!“ und Butter, „wo mer doch selber keine hen!“ Das Marei mußte darauf grausam hülle, aber die Hühner legten von da an nur noch ganz hehlinge (heimlich) für die reiche Lüt und wieder mehr für den Kommunalverband und auch für Alte und Kranke mit einem dünnen Geldbeutel.

Es war schon im Frühjahr 1918, da bekam auch der Wieduwit noch seinen Gestellungsbefehl. Ein anderer hätte Tod und Teufel in Bewegung gesetzt, um freizukommen, besonders wenn er, wie der Wieduwit, den Krieg von allem Anfang an als etwas ganz Grusiges betrachtet hätte. Er aber fand, daß der jetzt bald 17jährige Pflugesohn und das Bäsele es schon allein schaffen könnten, und zog mit seinem Bündel eben uf Fröburg und kam von dort aus, was niemand gedacht, doch noch ins Feld. In die Kaserne begleitete ihn sein Uebername und folgte ihm, als getreuer Freund, auch hinaus. Selbst die kleinen Franzosenkinder liefen, wenn sein Bataillon einmal in einer noch bewohnten Ortschaft lag, hinter ihm her und bettelten: „Mr. Wieduwitt un peu de pain!“ („Herr Wieduwitt ein Stückchen Brot!“) Es fand sich manchmal auch noch anderes für sie in seinem Sack.

Daß er sich aber, außer dem Eisernen Kreuz, noch ein Ehrenzeichen geholt hatte, das erfuhren die Schönenhauener erst draußen auf dem Gottesacker: „Die Rettungsmedaille“, als er aus einem brennenden Hause noch das letzte Kind und ein uraltes Weiblein herausstrug, kurz ehe der Bau krachend in sich zusammenfiel. „Seine größte Tapferkeit hat er nicht vor, sondern für den Feind bewiesen, trotzdem er pflichttren und tapfer wie nur einer gewesen ist!“ sprach der Major. Wenn der Wieduwit das noch gehört und antworten gekonnt hätte, würde er wohl gemeint haben: „Wie du wit, aber für den Feind? Arme Frauen und Kinder, der Feind? Und dann, was war denn da Großes dabei?“

Bald darnach, noch mehrere Wochen vor dem Kriegsende, kam der Wieduwit als kranker Mann zurück. Es saß ihm auf der Brust; vielleicht, daß ihm gerade sein Rettungswerk noch den Treß gegeben hatte. Ein Glück, daß aus dem schmalen Stadtbüble längst ein stämmiger Bauernbu mit festen Fäusten, die anpacken konnten, geworden war.

Drei Jahre kränkelte der Wieduwit, schaffte, solange und soviel er noch konnte, ging still und freundlich zwischen den andern herum und legte sich dann ebenso still und freundlich zum letzten Schlummer hin. Er hatte nie viel Worte darüber gemacht, aber ein kleines, zerlesenes Büchlein hatte er, der sonst nicht viel vom Gedruckten hielt, draußen und daheim immer bei sich gehabt.

Viele Leichenreden machen die Behauptung wahr: „Man braucht nur zu sterben, um gelobt zu werden, auch wenn man's ganz gewiß nicht verdient hat.“

Diesmal aber traf's nicht zu. Der Pfarrer hatte recht mit seinem: „Daß er so leben und sterben konnte, kam einzig und allein daher, daß er's früh schon gelernt hat, nicht nur zu Menschen, sondern auch zu einem Höheren zu sagen: »Wie du wit!«“

Verdiente Beschämung.

Friedrich der Weise, der 1515 als Kurfürst von Sachsen starb, bemerkte einst, daß einer der Edelleute, welche an seinem Hofe angestellt waren, ohne dringende Not durch ein Kornfeld ritt. Er verbot bei der Tafel, ihm Brot vorzulegen. Der Edelmann bezugte darüber sein Befremden. Jetzt fand der Kurfürst Zeit und Umstände günstig, dem Leichtsinrigen einen passenden Verweis zu geben. „Seht Ihr nun,“ sagte er, „welch herrliche Sache es um das liebe Brot ist? Ein andermal reitet das Getreide nicht wieder nieder, sonst seid Ihr nicht wert, das liebe Brot zu essen.“